

Zeitschrift: Appenzellisches Monatsblatt
Band: 21 (1845)
Heft: 12

Artikel: Ein Appenzeller in China [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-542421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

benützt werden. Bis Ende des nächsten Herbstmonats soll der Bau fertig da stehen. Zur Erleichterung der Steuerpflichtigen hat die Kirchhore für denselben ein Stück Gemeindegewaldung im Werthe von 1000 — 1200 fl. abgetreten, so wie auch aus den Zinsen des Reserve-Armensfonds nachgeholfen werden soll. Sehr erfreulich war bei der Abstimmung der Kirchhore die Ruhe und Einstimmigkeit der Theilnehmenden.

567278

Ein Appenzeller in China.

(Schluß.)

Fahrt nach Canton.

Vor dem chinesischen Neujahr noch, welches den 10. Hornung eintritt, reiste ich in einem chinesischen Passagier-Boote nach Canton. Unter meinen Reisegefährten war ein sogenannter „Boston-Jack“, ein Chinese, der früher als Matrose nach Amerika ausgewandert war und nun diesen Namen trägt. Der Mensch war sehr gesprächig und voll des gesündesten Menschenverstandes, bildete sich aber auch nicht wenig auf seine Geschicklichkeit ein. Unter seinen Landsleuten ist er der große Erzähler und Rathgeber. Von seinem Vaterlande glaubt er, daß es besonders in commercieller Rücksicht einer düstern Zukunft entgegengehe. Der Verdienst der armen Leute werde bei der überhandnehmenden Einfuhr von Baumwollenwaren immer geringer, da diese die einheimischen Producte im Werth immer mehr herunterbringen und allmählig wol völlig verdrängen werden. Auf das Opium war er gar nicht gut zu sprechen, und fand es namentlich ganz seltsam, daß, während die Missionäre vor demselben warnen, ihre eigene Regierung den Handel damit zu monopolisiren suche und ein jährliches Einkommen von 2 Millionen Pfund Sterling davon beziehe. Er versicherte mir ferner, daß die Menge von Diebstählen und Räubereien, die oft auf die frechste Weise betrieben

werden, hauptsächlich dem Opium-Handel beizumessen sei. Da nämlich dieser Handel gesetzlich nicht erlaubt sei, so werden auch Opium-Diebstähle nicht bestraft. Kleinere und größere Schiffe zwischen Canton und Hong-Kong, die Opium an Bord haben, oder von denen das wenigstens vermuthet wird, müssen denn auch deshalb gewaltig auf ihrer Hut sein, da man ihnen immerfort auflaure, und sie gewöhnlich nicht bloß ihres Opiums, sondern auch anderer Gegenstände, die in der Eile mitgehen, entledigt werden. Indem nun aber solche Ueberfälle von den chinesischen Behörden nicht nur nicht bestraft, sondern vielmehr begünstigt werden, so entstehe dadurch eine Art Seeräuber, die, einmal in dieses Treiben hineingerathen, sich begreiflich nicht nur auf Opium-Kapereien beschränken. Die chinesischen Gewässer seien daher auch so unsicher, daß nicht allein die chinesischen, sondern auch die europäischen Fahrzeuge sich gut bewaffnen müssen.

Es sind nun aber diese Räubereien nie häufiger und frecher, als eben im Hornung, zur Zeit des chinesischen Neujahres. Um diese Zeit haben nämlich die Chinesen ihre Schulden zu bezahlen und gänzlich zu liquidiren, ohne Saldi auf's neue Jahr vorzutragen; überdieß seht es dann allerlei Festlichkeiten ab, und neue Kleider und andere Geschichten dieser Art dürfen auch nicht fehlen. Daher oft große Geldverlegenheit, der man auf jede Weise begegnen will. In Canton wurde nun freilich eine Masse Diebsgesindel eingezogen, und die Chinesen sind eben nicht gewohnt, mit solchem Volke gar säuberlich umzugehen, wenn es sich an gewöhnlichen Dingen vergriffen hat; größere Diebe werden vielmehr oft entsetzlich gemartert, und es sollen ihnen Stücke Fleisch mit Zangen vom Leibe gerissen werden.

Als ein wirksameres Mittel, die alte Ehrlichkeit unter den Chinesen wieder herzustellen, werden sich vielleicht die Corporationen bewähren, die sich zu bilden angefangen haben, und deren Mitglieder gegenseitig für einander gut stehen. Eine solche Corporation giebt sich selber ihre Statuten und

erwählt einen Präsidenten, der über die Vollziehung derselben zu wachen hat. Nach diesen Statuten hat jedes Mitglied ein Gewisses, nach Verhältniß seiner Mittel, zur Bestreitung allfälliger Unkosten und Ausgaben beizutragen. Einer steht für die Verbindlichkeiten des Andern gut. Dem Präsidenten liegt es ob, von Zeit zu Zeit die Geschäfte jedes Mitgliedes zu untersuchen. Ist eines derselben im Falle, daß es sich entfernen sollte, so hat es sich die Erlaubniß auszubitten, und die Zeit wird ihm festgesetzt. Wehe ihm bei seiner Rückkehr, wenn es diese Schranken überschritten, oder nicht seiner Zeit genügende Nachrichten von sich gegeben haben sollte; es würde ohne Weiteres ertränkt. Die nämliche Strafe wartet auf Wortbrüchigkeiten aller Art, sowie auf andere Uebertretungen der aufgestellten Statuten. Bereits haben sich viele Dorfschaften auf diese Weise organisirt. Es läßt sich einige Analogie mit den deutschen Behmgerichten in dieser Einrichtung nicht verkennen. Die Regierung gewährt keinen hinreichenden Schutz, und so müssen die Bürger selbst die Zügel der Gerechtigkeit in die Hand nehmen, wenn die Gesellschaft nicht in sich zerfallen soll.

Abreise von China.

Den 2. Hornung kam ich wieder in Canton an, wo dieses Mal wenig Leben zu finden war, da die Geschäfte im Ganzen sehr daniederlagen. Eine Zierde der Vorstädte ist die New-Chinastreet, die ganz europäisch aussieht. Die Kaufmannsläden sind hier sehr schön und reich ausgestattet und die Producte mannigfaltiger, als im Norden, welcher nur in Seidenartikeln solidere, aber auch theurere Artikel liefert. Auch die Eingangs-Allee zur Stadt, wo die fremden Factoreien oder Hong's mit den verschiedensten National-Flaggen in ihrer Mitte sich befinden, muß den neu ankommenden Fremden angenehm überraschen. Er erblickt mit Wohlgefallen den riesigen Handelsgeist des Westens, der bis in diese fernsten Regionen sein Schalten und Walten so großartig offenbart.

Auf meiner nochmaligen Reise nach Hong-Kong landete ich eines Abends in einem chinesischen Dorfe, ungefähr zehn Meilen von Canton. Der Ort heißt Koosoo und ist sehr schön in einem vortreflich angebauten Thale gelegen. Wenige Fremde dürften denselben bisher besucht haben, und die Einwohner drückten auch alsobald sehr deutlich ihr Erstaunen über meine Erscheinung aus. Wie bei allen chinesischen Ortschaften, die am Wasser gelegen sind, fand ich auch hier eine Menge Fahrzeuge aller Art, dicht aneinander gedrängt, und eine große Menge der Bevölkerung Tag und Nacht auf ihren Booten. Die Weiber spielen die Hauptrolle auf denselben und müssen sich zu den härtesten und angestrengtesten Arbeiten bequemen. Ich sah Weiber, die in einem Tuch auf dem Rücken ein Kind trugen, mit einer Hand steuerten, mit der andern ruderten und im Nothfalle, wenn im Tauwerk etwas zu machen war, wol gar noch ihre Zehen dazu in Anspruch nahmen. Ihre Thätigkeit ist wirklich ganz außerordentlich. Dabei sind sie dem Manne dermaßen unterthan, daß er sie nach Belieben mißhandeln kann. Dennoch scheinen sie in ihr hartes Loos ganz wohlgemuth sich zu fügen, und sind immer sehr lebhaft und gesprächig.

Wie die Chinesen im Süden, namentlich um Canton herum, den Fremden überhaupt viel weniger gewogen, gröber, mißtrauischer und eifersüchtiger sind, als diejenigen im Norden, so mußte ich das auch hier erfahren, als ich nach einem kurzen Aufenthalte das Dorf wieder verließ. Es folgte mir eine Menge Leute nach, und sie hatten unverkennbar gar nicht üble Lust, mich anzugreifen, nachdem sie schon lange zu schimpfen angefangen hatten. Mein etwas kühner Besuch in einer Gegend, wo die Fremden eigentlich noch gar nicht geduldet sind, hatte sie gewaltig aufgeregt. Hätte ich mich nicht mit einem guten Stocke bewaffnet und ihnen verdeutet, daß ich im Nothfalle gegen sie ausholen werde, während ich mit gemessenen Schritten mitten durch ihre Schar von dannen zog, so würden sie mich wol ein wenig geschüttelt haben.

Wohlbehalten kam ich wieder in Hong-Kong an, wo ich noch einige Tage weilte. Merkwürdig, daß an einem so lebhaften und äußerst schnell sich ausdehnenden Orte noch immer weder eine eigentliche Kirche noch ein Hotel sich vorfinden, während andere Gebäude täglich wie aus dem Staub entstehen. — An einem Sonntag Abend besuchte ich eine kleine Capelle, in der Missionäre predigen. Ich fand sie nicht zahlreich besucht, da hier fast so viele Secten als Individuen sind. Die größte Verbreitung hat wol die Freimaurerei gewonnen. Mit Interesse hörte ich der Predigt eines protestantischen Chinesen zu, der in sehr geläufiger Sprache einige Verse der Bibel erklärte. Solcher Prediger sind einige hier. Die Katholiken haben eine hübsche Capelle und daneben einen geräumigen eingemauerten Kirchhof.

Den 25. verließ ich Hong-Kong wieder und damit zugleich China, nachdem ich acht Monate in diesem Lande herumgewandert war und acht verschiedene Plätze desselben gesehen, die drückendste Hitze der Tropen und eine sibirische Kälte mit Eis und Schnee durchgemacht hatte. Auf der englischen Brigg Sarah schiffte ich mich nach Manila ein. Auf der Reise begegnete uns nichts Besonderes, als eine Menge fliegender Fische und einige Wallfische. Den 6. März nahen wir dem Cap Capont und steuerten dann mit leichten Winden den Ufern entlang, die fast überall von der üppigsten Vegetation zeugen, und von welchen ein überaus gewürziger Duft uns entgegenwehte. Am folgenden Morgen kamen wir in die Manila-Bucht und bald darauf warfen wir die Anker vor der Stadt aus. Mit unbeschreiblichen Gefühlen sah ich Manila wieder, das nun also der Ort meines Wirkens sein soll, welches der Herr segnen wolle!

Manila ist bekanntlich die Hauptstadt der Insel Luzon, der wichtigsten unter den Philippinen, deren Zahl sich über tausend belaufen soll, von denen aber die meisten klein und unbewohnt sind. Die Stadt ist schön, hat weitläufige Vorstädte und mit Einschluß derselben gegen 150,000 Einwohner,

unter denen 6 — 7000 Chinesen, die den wichtigsten Theil des Handels an sich gebracht haben. Die regelmäßigen Straßen sind überall mit Kirchen und Klöstern besetzt. Der von Schiffen und Booten aller Art belebte Fluß Pasig trennt die stark befestigte Hauptstadt von den romantischen, aus kleinen Bambushäusern mit Bananasbäumen und Palmen bestehenden Vorstädten, in denen zuweilen ein europäisches Haus mit feinen weißen Mauern und dem rothen Ziegeldache sich gar hübsch ausnimmt.

Wer nur die nördlichen Zonen gesehen hat, kann sich keinen Begriff machen von dem üppigen Reichthum der Natur in diesen Regionen. Von hier aus zum nächsten Dorfe hinaufrudernd, sah ich mich in einem weiten Laubgewölbe. Die schlanken biegsamen Bambusbäume an beiden Ufern erreichen sich mit ihren hohen Wipfeln. Ihr feines, liebliches Laubwerk schlingt sich ineinander und fächelt dem Schiffer auf dem schönen Flusse liebliche Kühlung zu, während bunte Vögel die Zweige mit ihrem Gesange beleben. Weiterhin kommen die Cocos- und Mango-Bäume. Mächtige Büffel wühlen mit ihren gewaltigen Hörnern im Schlamm, und dicht neben ihnen belustigen sich braune Indianer, wobei nicht selten die Weiber mit ihren frei wallenden, bis zum Boden reichenden, kohlschwarzen Haaren die Männer in körperlichen Uebungen beschämen. Das am Ufer liegende Dorf ist ungemein malerisch. Die Häuser sind auf Bambuspfehlen errichtet, Wände und Dächer mit Schilf gedeckt. Zwischen diesen einfachen Wohnungen erheben sich im schönsten Gemische Pinien und Palmen, Dattel-, Mango- und Bananas-Bäume, und überragen die reinlichen Hütten mit ihren üppigen Blättern von allerlei Grün und den mannigfaltigsten Formen.

Das Leben der Indianer in dieser schönen Heimath ist ein einfaches und glückliches. Ihre Bedürfnisse sind beschränkt. Ihre Hauptnahrung ist das Reis nebst andern Vegetabilien; Fleisch genießen sie selten. So einfach übrigens die guten Leute für sich selbst leben, so kostbar wollen sie ihre Gäste

bedienen. Ich war zuweilen bei den Einen und Andern zwei, drei Tage auf Besuch, und fand den Tisch mit dem schönsten leinenen Tischzeuge gedeckt; eine Menge vortrefflich zubereiteter Speisen wurde auf Silber servirt, und Alles war, wie in einem reichen Gasthose. Ihrer mäßigen Lebensart haben sie wol die merkwürdige Gesundheit zu verdanken, die sie auszeichnet. Eine schöne effectvolle Kleidung mit kostbaren goldenen und andern Zierathen ist ihre größte Freude.

Die hiesige Bevölkerung theilt sich in Spanier, Chinesen, Mestizen und Malajen. Die Spanier zeichnen sich durch ihre Trägheit, die Mestizen und Chinesen durch ihren Fleiß und ihre Betriebsamkeit aus. Der katholische Cultus veranlaßt auch hier Feste über Feste. Die halbe Woche ist das Zollhaus geschlossen. Unter den Ergötzlichkeiten nehmen die Hahnengefechte eine bedeutende Stelle ein.

Der politische Zustand in dieser spanischen Besitzung ist beruhigend. Die Hauptstadt hat 9000 Mann Militär, welche die Ordnung zu erhalten im Stande sind.

Unter den Erwerbszweigen zeichnet sich die wirklich großartige Cigarren-Fabrication aus. Sie beschäftigt über elftausend Arbeiter, meist Weiber und Kinder. Auch die Weiber rauchen häufig und zwar Riesen-Cigarren in der Dicke einer Wurst, die ihnen ein desto seltsameres Aussehen geben.

Capitän Keane führte mich bei einem indischen Gouverneur ein, der in Passig, einem Städtchen im Innern, residirt. Ich bin über die Bekanntschaft mit dieser Familie sehr erfreut. Der Hausvater ist sehr angesehen im Lande und ein Mann von viel natürlichem Verstande, der mir vielleicht in mehr als einer Beziehung sehr nützen dürfte.

Im Innern der nördlichen Provinzen wohnen Kannibalen von der äthiopischen Race, ganz schwarz und mit krausen Haaren. Sie haben keine festen Wohnungen, sondern ziehen mit Bogen und Pfeilen, die letztern vergiftet, auf Jagd und Mord herum. Den Reisenden, die in ihre Gewalt kommen, stehlen sie gewöhnlich nichts, als den Kopf, das Einzige,

was sie brauchen können, indem sie eine gewisse Anzahl Köpfe zum Brautschaze nöthig haben, ohne den sie kein Weib bekommen. Der Besitz jedes errungenen Kopfes wird durch eine Feder auf dem Haupt oder durch einen Einschnitt in den Arm angedeutet. Sie leben in den Bergen und sollen ganz ausgezeichnete Bogenschützen sein, die oft auf bloßes Geräusch hin zielen und gewöhnlich treffen.

Hier schließe ich denn meine Notizen und füge nur noch die Bemerkung bei, daß ich mich, Gott sei Dank, so heiter und wohl befinde, als ich es nur wünschen kann. Meine Gesundheit hat auf allen meinen Wanderungen nie auch nur im geringsten gelitten, und so folge ich denn im Geiste diesen Blättern frohen Muthes in's liebe Heimathland.

Miscellen.

In der Gemeinde **Neute** hofft man einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Straßenwesen von einem den 17. August erfolgten Beschlusse der Kirchhore. Den Vorschlägen einer Commission zufolge, die von der Kirchhore genehmigt wurden, soll nämlich künftig die Unterhaltung der Straßen Sache der Gemeinde sein. Es sind neun verschiedene Straßenstrecken, zusammen 4740 Klafter und 5 Fuß, welche in diese Kategorie fallen. Die bisher zur Unterhaltung derselben verpflichteten Privaten haben die Gemeinde durch ein jährliches Straßengeld zu entschädigen, bei dessen Feststellung der Grundsatz gewaltet zu haben scheint, die Last lieber für die Gemeinde, da Jedermann der Straßen bedarf, als für Einzelne zu erschweren. Es beträgt dasselbe nämlich je nach der Vertlichkeit, namentlich der Steigung und wol auch der Breite der betreffenden Strecken jährlich einen bis drei Kreuzer vom Klafter.